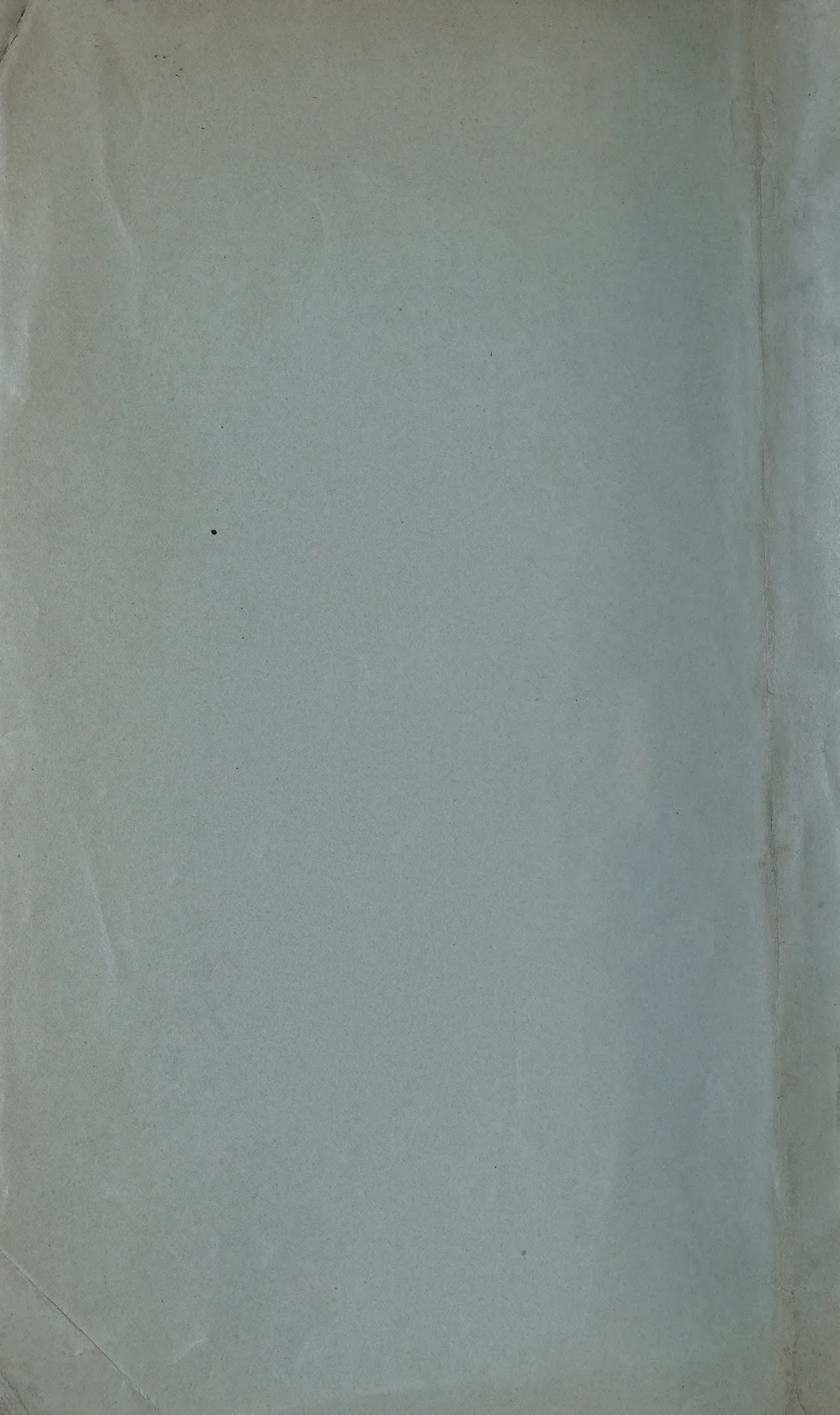
WACHHOLTZ

Adolf Wachholtz.

1905.



Aus Festschrift der 48. Versammlung deutscher Philologen u. Schulmänner zu Hamburg 1905.

Aus Theodor Mommsens Schulzeit.

Von Adolf Wachholtz.

> Aus der versunkenen Zeit, als noch die Locke mir braun war,
> Übermütig der Sinn, tauchten die Blätter empor.
> Hoffen ist leicht und reich; schwer ist und karg das Gewinnen;
> Werde dem jungen Geschlecht jenes wie dieses zu teil!
> Blicken wir Alten zurück auf das Wogen und Wagen der Jugend,
> Lächeln wir freilich dazu; aber im Lächeln ist Ernst.
>
> Charlottenburg, 18. März 1898. Th. Mommsen.

Im Oktober 1834 trat Theodor Mommsen im Alter von 17 Jahren mit seinem fast 2 Jahre jüngeren Bruder Tycho in die Prima des Königl. Christianeums zu Altona ein. Im Herbst des folgenden Jahres wurden beide in die Selekta versetzt. Unter den Selektanern des Gymnasiums bestand seit 1828 ein Verein unter dem Namen „Altonaer wissenschaftlicher Verein“, dessen einziger Zweck die wissenschaftliche Ausbildung seiner Mitglieder war. In diesen noch heute an unserer Anstalt fortlebenden Verein trat Tycho schon im Juni 1836 ein, während Theodor ihm zunächst fern blieb. Gründe hierfür lassen sich nur vermuten. Die Aufnahme eines neuen Mitgliedes mußte nach den Statuten einstimmig erfolgen. Doch ist eine Abneigung der Vereinsmitglieder gegen Theodor nicht anzunehmen, da er zuweilen bei den Vereinssitzungen hospitierte und zu dem Stiftungsfest eingeladen wurde. Vielleicht aber war seinem gereifteren Geist das, wie es scheint, oft kindische Treiben einzelner Vereinsmitglieder unsympathisch. Wenigstens klagt Tycho in der Recension eines Aufsatzes bitter darüber, daß „der herrliche wissenschaftliche, zusammenstrebende Geist einer kinderhaften Lachlust und Spaßmacherei habe weichen müssen“. Diese Zustände, wie sie in Schülervereinen fast regelmäßig von Zeit zu Zeit einzutreten pflegen, waren denn auch der Hauptgrund, weshalb der Verein im Juni 1837 für einige Zeit seine Sitzungen einstellte. Nachdem inzwischen mehrere Mitglieder ausgeschieden waren, konstituierte sich der Verein

im Oktober 1837 von neuem, und jetzt trat ihm unter anderen auch Theodor Mommsen bei. Durch die Arbeiten Ms. in dem Verein, die dieser wie die aller seiner Mitglieder sorgfältig aufbewahrt hat, erhalten wir nun einen sehr interessanten Einblick in Ms. Entwickelung während seiner Schulzeit. Die wertvollsten unter diesen Arbeiten sind drei dem Verein eingereichte Aufsätze, die der Direktor des hiesigen Gymnasiums Herr Dr. Arnoldt zu Ms. 80. Geburtstage herausgegeben hat.[1]) Daneben aber existieren noch eine Anzahl Recensionen, die M. zu den Arbeiten seiner Vereinsbrüder geliefert hat, und einige andere Arbeiten Ms., die von der Vielseitigkeit seines Strebens Zeugnis ablegen und vielleicht auf das Interesse weiterer Kreise rechnen dürfen. Zugleich aber dürfte auch die Beurteilung interessieren, die Ms. Arbeiten bei den damaligen Vereinsmitgliedern gefunden haben. Es soll also Ms. Leben in dem Verein in den folgenden Zeilen geschildert werden. Immer aber wird man dabei bedenken müssen, daß es sich um Arbeiten von Schülern, wenn auch reiferen, handelt, um Arbeiten ferner, die nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren. —

Den Geschäften des Vereins hat sich M. von seinem Eintritte an mit großem Eifer gewidmet. Er übernahm das Amt eines Quästors und Archivars und machte Vorschläge zur Verbesserung der Arbeitseinteilung für die Sitzungsabende. Das übernommene Amt brachte ihm manche Mühe, da er große Unordnung vorfand. Er legte seine Beschwerden über seinen Vorgänger dem Vereine vor zugleich mit einem von ihm angefertigten neuen Katalog des Archivs. Diese Anklageschrift findet sich noch in den Akten des Vereins. Gleich in der ersten Vereinssitzung lieferte M. einen Aufsatz ein „Welches sind die Erfordernisse einer guten Biographie?“ In der folgenden Sitzung interpretierte M. die Ode Klopstocks „An Freund und Feind“ und hielt dann zur Orientierung der Mitglieder freiwillig einen Vortrag „Zur Einleitung in die Schriften des jungen Deutschlands“. Dieser Vortrag fand solchen Beifall, daß M. gebeten wurde, ihn dem Archiv zu überliefern. Auch dieser 14 eng beschriebene Seiten umfassende Vortrag hat sich unter den Schriften des Vereins gefunden und dürfte sich vielleicht für eine spätere Veröffentlichung eignen. Der Vortrag zerfällt in einen allgemeinen und einen besonderen Teil. In dem ersteren wird als Hauptziel des „jungen Deutschlands“ die allseitige Emancipation bezeichnet, und die Wirkung dieser Grundidee, der Befreiung von allem Widernatürlichen, zuerst allgemein, dann in Erziehung, Politik, Religion und Literatur geschildert. In dem zweiten Teil werden die Anhänger dieser Richtung in zwei Klassen geteilt, in solche, die konsequent die Emancipation durchführen, und solche, die diese Emancipation nur einseitig wünschen, besonders

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit schickte M. dem Verein die oben angeführten Distichen.

nur in politischer Hinsicht, oder die konsequente Durchführung scheuen. In der ersten Klasse werden Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt, in der zweiten Heine (besonders ausführlich) und Börne behandelt. Der Schluß des Vortrags, der für Ms. Standpunkt charakteristisch ist, lautet: „Weil aber der Zeitgeist der jungen Literatur günstig oder diese vielmehr eine Äußerung des Zeitgeistes ist, so kann sich auch das junge Deutschland nicht auf die wenigen bis jetzt genannten Namen beschränken. In ganz Deutschland zerstreut giebt es gewiß zahlreiche ungenannte Anhänger dieser neuen Lehre. Aber noch mehr sind ihre Anhänger, ohne es selbst zu wissen, ohne vielleicht einmal eine Schrift von ihnen zu kennen. Denn das ist eben Zeitgeist, wenn in vielen Gemütern von einander abgesondert dieselben Wirkungen entstehen, weil dieselben Ursachen obwalten. Schon äußert er sich auf die mannigfaltigste Weise. Wenn auch nur wenige sind, die konsequent allgemeine Emancipation wünschen, so erheben sich doch in jeder einzelnen Emancipationsfrage mehr liberale Stimmen als je. Der Liberalismus, nicht mehr auf Politik beschränkt, gewinnt immer mehr geistigen Boden, breitet sich immer weiter in den Gemütern der Menschen aus. In Berlin entstehen ganze Gesellschaftskreise, die mit Herz und Sinn modern sind, namentlich — auch ein Fortschritt der Kultur — um ausgezeichnete Frauen (Rahel Varnhagen, Charlotte Stieglitz). Wir selbst endlich, die wir doch auch liberal sein wollen, sind wir junge Deutsche oder nicht? Habt ihr erkannt, daß der heilige Geist in dem jungen Deutschland ist, so verleugnet ihn nicht.“ Der übrige Teil des Abends wurde den Werken Heines gewidmet, aus denen die einzelnen Mitglieder ausgewählte Stellen vortrugen, so M. aus dem zweiten Bande des „Salon“. Und so groß war der Eifer, daß man in einer Extrasitzung das Übriggebliebene nachzuholen beschloß.

In der folgenden Sitzung am 4. November hielt M. eine halbextemporäre Rede über den Nutzen des Studiums der Psychologie. Die Themen zu diesen extemporären Reden wurden von allen Vereinsmitgliedern gestellt und dem Betreffenden bei den halbextemporären Reden einen halben Tag, bei den extemporären eine halbe Stunde vor Beginn der Vereinssitzungen zur Auswahl überreicht. In derselben Vereinssitzung wurde Ms. obengenannter Aufsatz, der inzwischen von allen Vereinsmitgliedern eingesehen war, mit allen Kritiken durchgenommen. Der Aufsatz, unstreitig der bedeutendste unter den drei von M. dem Verein eingelieferten, fand bei den Vereinsmitgliedern nur eine geteilte Aufnahme. Allgemein gelobt wird die Klarheit der Disposition, weniger befriedigte der Stil, der „bescheiden, einfach einherwandelt“ und der Tycho M. veranlaßte, den Aufsatz mit einem Menschen zu vergleichen, „der zwar wohlproportioniert, aber sehr mager, etwas dürftig gekleidet und sehr vernünftig, äußerst vernünftig ist.“ Vor allem vermißt man

eine klare Definition des Begriffs Biographie. Die Definition, „Biographie sei Darstellung der wichtigeren Ereignisse der Vergangenheit, wenn man bei ihr mehr den Handelnden ins Auge fasse“, passe eher für die biographische Darstellung der Vergangenheit, die aus vielen einzelnen Biographien bestehe. Wenn ferner die Charakteristik als Hauptaufgabe der Biographie angesehen werde, so gehöre sie zur Psychologie und nicht zur Geschichte. Ferner wird getadelt, daß das Thema nicht scharf gefaßt sei, sondern mit zwei andern vermischt sei, nämlich warum es so schwer sei, eine gute Biographie zu schreiben und ob die biographische oder die historische Darstellung schwieriger sei. Auch seien die Teile der Disposition, Herbeischaffung, Anordnung und Darstellung des Stoffes, nicht scharf geschieden. Der Hauptrecensent schließt seine eingehende Recension mit den Worten: „Der Verfasser hätte ein in jeder Hinsicht schätzbares Werk liefern können, vorausgesetzt, er hätte etwas angelegentlicher meditiert, um eine klare Ansicht seines Gegenstandes zu gewinnen. Aus dem Kinde hätte wohl etwas werden können, es hätte nur eine bessere Erziehung haben müssen.“ Außer den Vereinsmitgliedern hat auch ein Pastor Moeller eine eingehende Recension zu diesem wie zu den folgenden Aufsätzen Ms. geliefert. Moeller († 1850) war Pastor an der Altonaer Hauptkirche und seit März 1835 Lehrer der französischen Sprache am Christianeum; er hatte schon seit langer Zeit dem Verein lebhaftes Interesse entgegengebracht und war 1836 zum Ehrenmitgliede ernannt. Bei ihm versammelte sich der Verein an jedem vierten Sitzungsabend. Ein besonderes Wohlwollen, das zeigen die Kritiken deutlich, hat er M. nicht entgegengebracht. Vielleicht haben auch Ms. religiöse Ansichten auf das Verhältnis zwischen beiden eingewirkt. Die Kritik zu diesem Aufsatz macht im wesentlichen dieselben Ausstellungen wie die der Vereinsmitglieder. Auch sie tadelt, daß die gegebene Disposition nicht scharf innegehalten, daß der zweite und dritte Teil beide den Stoff behandeln, während man erwarten müsse, daß der zweite die Verteilung des Stoffes, die Sichtung desselben nach bedeutenderem und minder wichtigem Einflusse erkläre und hierfür bestimmte Regeln aufstelle, dagegen der dritte die rhetorische Seite der Darstellung hervorhebe. Leider geben die dürftigen Protokolle über die Sitzungen keinen Aufschluß darüber, wie sich M. gegen diese Angriffe verteidigt hat.

In der Sitzung vom 10. November interpretierte M. zunächst Horaz Od. I, 9 und 10 und hielt dann eine extemporäre Rede über die Frage, wie man sich trockne Arbeiten interessant machen könne. Zum Schlusse wurde der von Tycho M. eingelieferte Aufsatz „Wie läßt sich die Abneigung der Studenten gegen die Seminaristen verteidigen?“ mit allen Kritiken durchgenommen. Ein unglaublich geschmackloses Thema in entsprechender Ausführung. Der Aufsatz hat denn auch in den Kritiken

die gebührende Abweisung erfahren. Die mildeste Kritik lieferte M. Eigentümliche Erfahrungen der Brüder müssen ihre sonderbaren Ansichten über die Seminaristen hervorgerufen haben. Ich führe aus Ms. Kritik einiges an. Im allgemeinen tadelt M. die Flüchtigkeit des Aufsatzes als seinen Hauptfehler, muß sich aber im ganzen mit des Verfassers Ausführungen übereinstimmend erklären. Zu der Behauptung seines Bruders: „Man wird sagen, die Studenten seien überhaupt eine etwas hochfahrende Menschenklasse, und ich könnte und möchte dies nicht verneinen, da zu den schönsten Privilegien der geistig Strebenden die Rücksichtslosigkeit gehört, mit der sie sich über die ganze übrige materielle und unwissende, reiche und vornehme Welt erheben dürfen," bemerkt M.: „Rücksichtslos sind die Studenten, aber nicht hochfahrend, welches hier gleichgestellt erscheint. Rücksichtslos ist, wer ohne Rücksicht auf Billigkeit anderer Verhältnisse nicht schont, hochfahrend, wer sich höher als andere stellt und sie geringschätzig behandelt. Jener ist unbillig, aber gerecht, dieser ungerecht." Weiter meint Tycho: „Weil wir nun aber an die Möglichkeit eines gerechten Hasses (gegen die Seminaristen) glauben und zugleich, daß dem Duldungsprinzip gemäß die Welt in kurzem einschlafen werde, so u. s. w." M. merkt dazu an: „Auch Rec. ist im allgemeinen nicht für das entnervende Duldungsprinzip, indes wird er nie einen Haß gegen einen ganzen Stand als gerecht anerkennen, zumal da der Verfasser selbst nachweist, daß die Gründe der Abneigung nicht in dem jedesmaligen Charakter der Kandidaten zu dem Schullehrerstande, sondern in diesem Stande selbst als notwendige Folge liegen. Hier muß also das Duldungsprinzip in seiner vollsten Wirksamkeit eintreten als bei einem unverschuldeten Übel. Damit wollen wir keinem Studenten eine wohlbegründete Abneigung verübeln, die mit der Anerkennung des Wertes gar wohl verträglich ist." Ferner behauptet Tycho: „Dem Seminaristen fehlt die wahre Vollendung der Bildung, und daher wird er als einer, der auf halbem Wege stehen geblieben ist, von denen, die nach dem Ganzen und Hohen streben, mit Recht verachtet," und etwas später: „Der Stolz auf errungenes Wissen ist dem Studenten, die Arroganz der Halbwisserei dem Seminaristen eigen." Dazu bemerkt M.: „Nie wird der, der das (sogenannte) Ganze erstrebt hat, den, der nur wenig erstreben konnte, verachten," und weiter: „Der Student ist nicht stolz auf errungenes Wissen. Der Halbwisser, sagt der Verf. mit Recht, ist arrogant; die halbgebildeten Studenten also auch und deren ist die größere Zahl. Unser Verf. spricht aber von der besseren Minorität. Diese ist nie stolz und am wenigsten auf ihr Wissen, eher auf ihren Charakter, der allein den Stolz rechtfertigen kann. Er (der Student) fühlt die Lücken in seines Wissens kleinem Kreise nur um so mehr. Wohl hätte unser Verf. sagen können: Er ahnt die Unendlichkeit der Wissenschaften und lacht über den, der sie bewältigt zu haben

glaubt.“ Dann spricht Tycho von der ungenügenden Bildung auf dem Seminar, die lediglich auf das Amt des Volksschullehrers vorbereite. Die Mathematik aber, die einzige Wissenschaft, in deren Tiefe sich der Unterricht auf dem Seminar einlasse, sei von so zweifelhaftem und seltenem Einflusse, daß vielleicht nur eine geistreiche philosophische Behandlung sie für alle fruchtbar machen könne. Dazu bemerkt M.: „Alles, was hier steht, ist wahr, aber die Hauptsache fehlt, eben das Poetische des Lehrstandes. Mit wahrer Begeisterung habe ich — mit gütigster Erlaubnis des Verf. — Schullehrer von dem eigentlichen Erziehungsgeschäfte, von dem Belauschen der kindlichen Charaktere und ihrer Lenkung zu oder vielmehr Erhaltung bei dem Guten sprechen hören. Giebt es doch selbst Enthusiasten, die nach wohlbestandenem Fachstudium und bei bedeutendem Vermögen kleine Schulstellen annehmen.“

Am 15. November wurde das Stiftungsfest des Vereins gefeiert. Auf die Rede des Präses Tycho Mommsen, die die Geschichte des Vereins im verflossenen Jahre darstellte und eine Übersicht über den Zustand der Vereinsgeschäfte gab, folgt eine Rede Ms., in welcher er auseinandersetzte, daß der Verein darin seine Berechtigung habe, daß seine Mitglieder geistig mündig seien, daß sie die höchsten Güter des Menschen, Denkfreiheit und Willensfreiheit, errungen hätten. M. spricht am Schlusse den Wunsch aus, daß in Kiel, wo sich in wenigen Monaten die meisten Mitglieder als Studenten wieder zusammenfinden würden, eine Filiale des Altonaer Vereins errichtet werde, „dem sie so vieles verdankten, der ihre Gedanken anregte und im Umgange und Wettkampfe mit andern schliff und stählte.“

In der folgenden Sitzung am 18. November wurde unter anderem die Arbeit eines Mitgliedes „Luxus und Ostentation, eine Skizze“ durchgesprochen. Zu dieser Arbeit hat auch M. eine eingehende Kritik geliefert, aus der ich wieder einiges mitteile. Zunächst billigt M. die Bezeichnung der Arbeit als Skizze; er sagt: „Eine Skizze unterscheidet sich vom Aufsatze dadurch, daß dieser einen Gegenstand beurteilt, jene denselben darstellt. Sie also — von der Schilderung nur dadurch sich unterscheidend, daß diese Reelles, jene Begriffe erörtert — sie überläßt dem Leser die Beurteilung, wendet sich also mehr an das Gefühl desselben; dieses will sie durch schlagende Begriffsentwickelung bestimmen. Sie braucht also nicht jeden Satz zu beweisen, sondern nur annehmlich zu machen. Sie muß auf nachgiebige Leser rechnen, die schon im voraus ihrer Meinung sind und diese nur entwickelt wünschen, während der Aufsatz auch die Andersdenkenden überzeugen soll. Sie darf daher mit mehr Keckheit und Suffisance auftreten, während der Aufsatz sich von aller Übertreibung reinhalten muß.“ M. tadelt dann das Fehlen einer Definition des „Luxus“. „Der Luxus, sagt der Verf., ist üppig, wohl-

lebend, vertuend — richtig genug, aber Eigenschaften sind noch keine Begriffsbestimmungen. Luxuriös ist der, welcher mehr Aufwand macht, als seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, insofern sie durch Rang und Vermögen zusammengenommen bestimmt wird, erlaubt. Hierüber ist Verf. sich nicht klar gewesen, sonst hätte er nicht den Luxus, wie es so oft geschieht, mit dem Wohlleben verwechselt. An andern Stellen zeigt der Verf., daß er sich unter Luxus allerdings den beziehlich zu großen Aufwand dachte. Ein Gesetz gegen das Wohlleben wäre ungerecht, eins gegen den Luxus mag gern in der Praxis unausführbar sein, gerecht ist es dennoch." Gegen die Behauptung des Verf., der Luxus sei der Vater der Kultur und Industrie, wendet sich M. mit folgender Bemerkung: „Luxus ist nützlich — wahr, aber nie ein Vater der Kultur und Industrie, welche von dem Bestreben nach Glück erzeugt werden. Hier ist wieder ein Grundirrtum des Verf. Eben war ja der Luxus relativ, jetzt ist er größerer Aufwand, als das nackte Leben erfordert — also etwas Absolutes. Nicht im Naturzustand, wo schon Fristung des Lebens genügt, sondern erst im bürgerlichen Zustand findet Luxus statt. Erst wenn ich zu andern Menschen in ein bestimmtes Verhältnis getreten, kann von Besitz die Rede sein, erst wenn ich bleibenden Besitz erworben, von Aufwand, erst wenn ich Aufwand mache, von Übertreibung desselben. Wohl aber hätte Verf. nachweisen können, wie der Luxus Kultur und Industrie fördere, freilich auch, wie er ihnen schade, indem er sie seinem Zwecke dienstbar macht. Überhaupt hat der Verf., um eine Apologie des Luxus zu schreiben, das klügste Mittel ergriffen — von seinen Nachteilen, der allgemeinen Verweichlichung und Entnervung u. s. w. zu schweigen."

In der Sitzung am 25. November deklamierte M. die Marienbader Elegie von Goethe. Der Abend war vornehmlich Börnes Schriften „mit ungeteilter Aufmerksamkeit" gewidmet, aus deren 12. Bande M. auserlesene Stellen mitteilte. — Die Protokolle der drei folgenden Sitzungen sind von M. als Sekretär des A. W. V. verfaßt. In der ersten derselben am 2. Dec. hielt M. eine halbextemporäre Rede über das Thema „Kann ein Volk frei sein?" Des weiteren wurde an diesem Abend der Aufsatz eines Mitgliedes „Wie ist die organische Entstehung der Sprache zu denken?" durchgesprochen. Hierzu hatte auch M. eine ausführliche Kritik geliefert, die mit folgenden Worten anhebt: „Mit unsern Untersuchungen geht es zuletzt immer wie mit den Entdeckungsreisen nach dem Nordpol. Wir nähern uns dem Ziele zuweilen etwas mehr als die meisten, müssen aber dann auch gleich wieder umkehren und uns glücklich preisen, wenn in diesen Grenzgebieten des menschlichen Wissens die Magnetnadel des Menschenverstandes nicht zu sehr dekliniert. Leider ist es aber in diesen Polarregionen entsetzlich kalt, und die armen Matrosen müssen den Entdeckungseifer ihres Kapitäns büßen. So auch

müssen wir armen Recensenten mit dem Verf. unfreiwillig unter Segel gehen und dann weiß der arme Kapitän nichts Besseres (der Verf. hatte den Aufsatz mit den Worten geschlossen: Gott helfe mir wider die Recensenten. Ich wußte nichts Besseres), und nun sollen wir Matrosen helfen. Aber — wer wagt es, Mitglied oder Ehrenmitglied, das Steuer zu ergreifen? Weil man aber für 6 ß (diese Strafe traf den, welcher keine Recension lieferte) manches Gute bekommen kann und so schon bekanntlich oft genug ohne Not in Pön verdonnert wird, so kreuzigte recensierendes Mitglied sein Fleisch und recensierte. Indes muß es vorher seine Ansicht über diesen schwierigen Gegenstand auseinandersetzen, da sonst keine Recension möglich ist. — Sprache ist die Bezeichnung von Empfindungen und Begriffen durch Laute, kommt also, da nur dem Menschen Begriffe zukommen, auch nur dem Menschen zu. Um aber die organische Entstehung der Sprache darzustellen, muß ich nicht bloß die höchste Gattung der Lautbezeichnungen berücksichtigen, sondern wo möglich auf die niedrigste zurückgehen. Der Mensch ist bekanntlich schon nach physiologischen Untersuchungen nicht wesentlich vom Tiere verschieden, sondern nur das höchste uns erkennbare Glied in der Kette der organischen Wesen oder vielleicht, wie die jüngsten Entdeckungen nachweisen, der Wesen überhaupt. Hier also müssen wir suchen den Anfang dessen, was nachher Sprache wird, zu finden. Das Tier, das, obgleich keine Begriffe, doch Empfindungen hat, äußert sie denn auch, und hier sehen wir den Anfang der Sprache. Aber warum äußert es sich und womit? Nach diesen beiden Fragen teilt sich die Untersuchung.

I. Warum äußert das Tier sich? Was ist ihm die Veranlassung, seine Empfindungen in Laute auszuprägen? Hier sind mehrere Stufen zu unterscheiden. 1) Die allereinfachsten Laute werden dadurch veranlaßt, daß irgend etwas den Körper und somit auch die Sprachorgane affiziert und diesen einen analogen Laut entlockt. Dieser Laut ist also rein mechanisch, ähnlich dem Tönen der Memnonssäule. Diese Äußerungen sind allgemein gültig und verständlich, d. h. da, wo die Maschine gleich ist. Vielleicht findet sich der Laut bei den Wesen, die mehr als Maschine sind, nirgends rein; indes muß er in der Theorie angenommen werden. 2) Von diesen rein körperlichen Affektionen kommen wir zu denen, wo der Körper nicht mehr bloß passiv, sondern auch aktiv erscheint, d. h. zunächst zu den Trieben. Hier verleugnet sich die körperliche Affektion keineswegs; alle Lautäußerungen der Triebe entspringen aus Affektionen der Stimmorgane, indes ist ein tätiges Aufnehmen dieses Anstoßes unverkennbar. Je höher der Trieb, desto mehr Tätigkeit und Freiheit in ihm. Der Trieb nach Speise äußerte sich bei den Tieren in allgemeinen Schmerzenslauten, der höherstehende Geschlechtstrieb schon zuweilen in sehnsüchtigen Klängen. 3) Noch ist die

Äußerung rein subjektiv, rein auf die Empfindung beschränkt, weil kein Tier zum Bewußtsein der Objekte kommt. Wenn der Mensch hierzu, zu Begriffen, Vorstellungen gelangt, so fängt er an zu sprechen. Fragen wir uns indes, warum er seine Vorstellungen äußert, so finden wir hierauf keine Antwort, wenigstens fand Rec. keine genügende. Denn denkbar bliebe es immer, daß der Mensch sich die Objekte vorstellte, ohne sie darum mit bestimmten Lauten zu bezeichnen. Rec. erklärt es sich aus dem Mitteilungs- und Nachahmungstriebe, konnte aber dieselben nicht auf Grundtriebe der Natur reduzieren, so allgemein sie sich auch, ja selbst bei den Tieren finden. Schon manche Philosophen konnten eines eigenen Sprachtriebes nicht entraten.

II. Darum aber, daß in dem Tiere eine Veranlassung, ein Verlangen ist, sich zu äußern, ist die wirkliche Äußerung noch nicht gegeben. Nun könnte man zwar sagen, daß es ein innerer Widerspruch eines Wesens wäre, wenn es das Verlangen hätte sich zu äußern ohne das Vermögen dazu, und es findet sich auch gewiß wirklich kein Wesen, wo dieser Widerspruch in seiner vollen Strenge hervortritt. Allein wer möchte es leugnen, daß manche Natur ein größeres Bedürfnis empfindet sich zu äußern, als sie befriedigen kann? Wer möchte es leugnen, daß manche Natur besonders durch Laute sich nicht zu äußern vermag, wenn auch eher auf anderem Wege, obgleich sie das Bedürfnis empfindet? Daraus erklärt sich die wunderliche Erscheinung, daß manches geistig hochstehende Tier sich unvollkommen ausdrückt, z. B. Hund, Elefant. Der Hund äußert sich mehr durch Blicke als durch Laute.

Diese wirkliche Äußerung unterscheidet sich auch hier nach Äußerung von Empfindungen und Begriffen. 1) Wegen der Empfindungswörter dürfen wir uns auf das Obige zurückbeziehen, wo wir sie als aus körperlicher Affektion entspringend bezeichneten. 2) Die Objektsbezeichnungen sind schwieriger, da wir noch nicht zeigten, wie das Objekt zu einer analogen Bezeichnung gelange. . . . . Die Objektsbezeichnungen entstehen aus Nachahmung, die zuerst allerdings ein Wiedertönen der Naturlaute ist, aber ein unbewußtes. Nachahmung ist mit den höheren Seelenkräften so wenig verwandt, daß sie mir nur auf dem Bau der Organe zu beruhen scheint, weil niedrige Tiere sich durch Fertigkeit in ihr auszeichnen, höhere derselben ganz ermangeln. Durch diese Nachahmung bekommen wir Onomatopoiethenta oder Lautwörter, an die sich dann Lautbezeichnungen für alle sinnlichen Gegenstände, die nicht ins Ohr fallen, anschließen, indem alle diese einen verwandten Laut, einen Anlaut des Urbildes in sich tragen, ähnlich den Hieroglyphen, die auch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Urbild haben. So sind alle Stammwörter, die ja alle Konkreta sind, Lautwörter. Dazu kommt als die höchste Stufe die Bildung der Abstrakta, die sich an analoge Konkreta anlehnen. — Noch fragt es sich um die Stabilität dieser

Bezeichnungen, da diese sowohl bei den Lautwörtern als bei den durch Analogie gebildeten Wörtern der Natur der Sache nach schwanken müssen. Obgleich der Verf. mit Recht das Erinnerungsvermögen hier anführte, so liegt doch hier eben das Wunderbare der Sprachgestaltung. Wie könnte eine zumal unbewußte Erinnerung so wirksam sein nicht bloß für den einzelnen, sondern auch für alle? Selbst wenn wir der Konvention eine gewisse Macht einräumen, selbst wenn wir die unendliche Wirkung der tausendjährigen Gewöhnung nicht verkennen, selbst wenn wir das Schwanken der ältesten Sprachen bedenken, so wird es uns doch schwer, die Harmonie und innere Abgeschlossenheit der Sprachen zu begreifen. — Leichter erklärt sich hiernach a) Sprachähnlichkeit vermittelst Gleichheit der Wörter wegen Auffassung gleicher Merkmale an den Objekten, vermittelst konventioneller Übereinkunft, die wenigstens unsere jetzigen Sprachen trotz aller Zeitveränderung in sich gleich erhält, b) Sprachverschiedenheit vermittelst Verschiedenheit der Wörter wegen Auffassung verschiedener Merkmale der Objekte, vermittelst dialektischen Auseinanderspaltens im Laufe der Zeit. Soweit der Rec. . . . . Der Hauptfehler des ganzen Aufsatzes ist der, daß er seine Aufgabe nicht löst, indem er nicht die organische Sprachentwickelung zeigt. Was heißt dies anders, als daß er der Sprache in der Reihe der verwandten Erscheinungen, aus denen sie sich entwickelt hat, ihren Platz anzuweisen, sie also aus dem Laut zu entwickeln sucht? Aber der Verf. beginnt geradezu mit dem Menschen, mit dem, was die Sprache ist, nicht, wie sie wird. Wir beziehen uns hier auf das in der früheren Auseinandersetzung Gesagte, wo wir die organische Sprachentwickelung gezeigt zu haben glauben, daß sie aus den fast ganz übergangenen Empfindungslauten, den Vorboten der Sprache, hervorgeht."

Im einzelnen hat dann M. noch folgendes auszusetzen: „Die Einleitung ist flach. Der Verf. will eine Hypothese über die Entstehung der Sprache darstellen und schickt zur Ergötzlichkeit der Leser zwei andere nach seiner Meinung absurde voraus. Nun ist das schon an und für sich bei einem so ernsten Aufsatze unpassend, besonders aber darum, weil der Verf. keine dieser beiden Hypothesen ganz entbehren kann, wofern er sie nur nicht so wie hier übertreibt und dadurch erst absurd macht. Dem Mythus vom babylonischen Turmbau liegt doch wohl die Annahme einer Ursprache zu Grunde, die der Verf., schon durch Autoriäten bewogen, wenigstens nicht hätte verlachen können. Suchte doch Goethe sogar die Urpflanze und meinte sie gefunden zu haben. Wir zeigten oben, daß wegen Gleichheit der Empfindungslaute und ursprünglicher Ähnlichkeit der Lautwörter, die erst später sich schärfer schieden, wenigstens eine Art von Ursprache, als die Menschen noch mehr im Subjekt befangen waren, angenommen werden muß. Geht man aber auf die Hypothese von der Entstehung des Menschengeschlechts an

einem Orte ein, so ist die Annahme einer Ursprache im strengen Sinne des Wortes notwendig. Die zweite Meinung, die der Verf. hier abfertigt, ist die Entstehung der Sprache aus Konvention oder besser aus dem Geselligkeitstriebe. Und doch kann man wohl behaupten, daß kein Mensch allein gesprochen hätte. Rec. giebt gern zu, daß beide Hypothesen einseitig sind, aber der Verf. hätte sie so darstellen müssen, daß er das Richtige beider als in seine Erklärungsweise mit aufgenommen darstellt, daß also seine die übrigen mit umfaßt."

In der Sitzung vom 9. Dec., in der M. seinen Aufsatz „Genies sind notwendige Übel" einlieferte, wurde der von einem andern Mitgliede verfaßte Aufsatz „Der Tod, eine Wohltat für die Menschen" durchgesprochen. M. hatte hierzu die Hauptkritik geliefert. Ich lasse auch aus dieser die anziehendsten Stellen folgen. Sie beginnt: „Todesfurcht oder vielmehr Furcht vor der Vernichtung unserer Persönlichkeit hat uns alle befangen, und wir würden dem Dank schuldig sein, der unsere Zweifel genügend löste oder uns auch nur einen Hoffnungsstrahl zeigte. Allein so menschenfreundlich unser Verf. diesen Aufsatz zu dem angegebenen Zwecke für alles Volk, Reine und Unreine, Fromme und Heiden — für jeden, versteht sich, besonders — eingerichtet hat und ihnen allen dasselbe Glück zudenkt, so kann doch Rec. wenigstens nicht mit in den Hafen der alleinseligmachenden Hoffnung einsteuern . . . . Die Disposition, nach der der Verf. den Satz im ersten Teile für vernünftige Menschen, im zweiten für Christen beweist, ist lobenswert, weil der Verf. so gewiß bei keiner Klasse seinen Zweck verfehlt hätte, wenn er den Beweis nur lieferte. Der Verf. beginnt damit, die Ewigkeit der Welt, der Materie, des Menschen zu postulieren — zu beweisen, sollte ich sagen, aber die beiden angedeuteten Beweise sind nichtig: a) „Die Erfahrung beweist die Ewigkeit des Menschengeschlechts". Allein der Mensch macht selbst die Erfahrung, und wenn er also sagt: Meine Erfahrung sagt mir, daß ich immer da gewesen bin, so beweist das nur, daß er sein Entstehen vergessen oder überhaupt daß es ihm unbewußt geblieben sei, welches sehr leicht geschehen kann. b) Der Verf. wirft sich selbst ein, eine Ewigkeit sei nicht möglich, sondern alles müsse einmal entstanden sein, denn nichts entstehe aus nichts, meint aber auch, man könne doch wohl einmal ein Entstehen aus nichts annehmen, denn nur so lasse sich der Anfang der Dinge erklären. Der Verf. hätte doch um Gottes und seines Verstandes willen die Möglichkeit der Ewigkeit auf sich beruhen lassen sollen. Nach den besten Beobachtungen aller Philosophen sollte eigentlich gar nichts da sein; da die Erfahrung aber leider zeigt, daß etwas ist, so müssen die armen Leute philosophieren; denn wenn sie nur erst bis zum Sein gekommen, konstruieren sie auch flink die ganze Welt. Obgleich also der Verf. die Ewigkeit der Welt nicht bewiesen hat und die Möglichkeit der Ewigkeit überhaupt

nicht beweisen konnte, so stützt er sich dennoch auf den Satz von der Ewigkeit der Materie, indem er der Materie das Leben als notwendiges Prädikat beilegt. Obgleich Rec. als Mensch dem Verf. beistimmt, muß er ihn doch als Rec. wegen Ungründlichkeit belangen. Wie? mit keinem Worte gedenkt Verf. der unorganischen, leblosen Materie? Des Rec. Überzeugung ist folgende: Auch die unorganische Natur lebt, wie teils a priori aus dem Pantheismus folgt, teils a posteriori daraus, daß man in der Wesenkette nicht genau die Grenze zwischen organischer und unorganischer Natur angeben kann, zumal seit der Galvanismus über die bis jetzt angenommene Kluft eine Brücke zu schlagen scheint. Bei der unorganischen ist das Leben mehr latent, bei dem Organismus tritt es deutlicher und freier hervor. So ist Geist und Materie innig verbunden — wie aber, wissen wir nicht. Es finden hier zwei Möglichkeiten statt. Entweder, wenn einige Atome der Materie sich so verbinden, daß eine passende Form entsteht, so tritt das Geistige, das Leben hervor; oder wenn das Geistige in der Materie hervortritt, so schafft es diese Materie in eine passende, organische Form um, etwa wie die Säure auf einen unorganischen Körper wirkt und ihn in regelmäßige Krystalle anschießen läßt. . . . Verf. bekennt sich zu der ersteren, Rec. zu der letzteren Ansicht. Es scheint natürlicher, daß der Geist das Organisierende, die Materie das Organisierte ist. Jedoch streiten wir hier nur um den Anfang, den wir dem Geiste vindizieren; ist der Organismus entstanden, so stehen bekanntlich Geist und Körper in Wechselwirkung. . . . Indes könnte man auch die ganze Frage abweisen und von einer beständigen Harmonie zwischen Geist und Körper sprechen, ohne daß irgend einer die Ursache des andern wäre. . . . Bis hierher waren wir in der Hauptsache mit dem Verf. einverstanden, allein jetzt hat der Friede ein Ende. Wenn der Geist an der Materie haftet und die Materie ewig ist, so folgt wohl, daß der Geist nicht völlig vernichtet wird, allein nicht, daß er sich vollkommener zusammensetzt, worunter ja doch wohl eine persönliche Fortdauer und Vervollkommnung zu denken ist.

Zweierlei Ansichten über den Geist sind möglich. Er ist grundverschieden von der Materie und ihr koordiniert oder er ist die höchste Potenz der Materie. Ist das erstere der Fall, so bleibt allerdings die Möglichkeit einer separaten Fortexistenz; das Vervollkommnen ist eine Ausschmückung, die der Verf. dann meinetwegen behalten mag. Ebensowohl aber läßt sich denken, daß der entbundene Geist sich mit dem übrigen Frei- und Reingeistigen zu einem Element vereinigt, zur Gottheit zurückkehrt. Nimmt man aber die zweite Meinung an, daß das Geistige eine dem Materiellen inhärierende Eigenschaft ist, die bald in der Materie nicht hervortritt, bald dieselbe gestaltet, so muß bei dem Schwinden und formellen Vergehen des Materiellen auch das Geistige

sich auflösen. Dies ist meine Ansicht, die die Erfahrung durch das Mitaltern des Geistes zu bestätigen scheint, wo die Analogie diese Ansicht uns aufdringt. Indes glaube ich zugleich an einen Kreislauf der Materie. Wenn die Atome, die den Menschen bildeten, sich desorganisierten und zur Erde wurden, so steigen sie vielleicht die Stufenleiter des Organismus wieder hinauf, bis ein jedes in irgend einem Menschen wieder die höchste Stufe ersteigt. . . . Daß die Welt mit unaussprechlicher Geduld einen Rock um den andern anzieht (der Verf. hatte behauptet, die Veränderung der Welt werde dauern, bis sie vollkommen sei), bis der Schneider ihr endlich einen bringt, der ihr gerecht ist — das mag eine sehr schöne und wahre Idee sein, allein, warum ist sie nicht bewiesen? Verf. hat auf einen guten Glauben gerechnet. Aber was ist denn eigentlich sein Glaube, seine Philosophie? Darüber hat Rec. lange gegrübelt. — Die Welt ist Gott (Behauptung des Verf.) — ist ein pantheistischer Satz. — Der Mensch wird sich vollkommener umgestalten — ist ein rein deistisch-christlicher Satz. Zu keinem beider Systeme paßt der Satz: die Welt reift allmählich zur Vollkommenheit heran — denn der Pantheist muß zugleich Optimist sein und das Übel leugnen; der Deist muß konsequent die Materie für schlecht halten und eine reine Vergeistigung erstreben.“ — Die Kritik des zweiten Teils des Aufsatzes, in dem der Verf. seine Behauptung vom christlich-religiösen Standpunkte aus zu beweisen sucht, zeigt, wie weit sich M. damals vom Kirchenglauben entfernt hatte.

In der Sitzung vom 16. Dec. hielt M. eine extemporäre Rede über die Nützlichkeit des frühen Bücherlesens. An demselben Vereinsabend wurde der Aufsatz eines Mitgliedes „Versuch einer Kritik über die Erzählung des Livius von dem Verhältnisse zwischen Numitor und Amulius“ durchgesprochen. Die verhältnismäßig eingehendste Kritik zu diesem nüchternen Aufsatz, der ohne jedes Ergebnis bleibt, hatte M. geliefert. Er beginnt: „Rec. hat sich schon mehrfach mündlich gegen das Einliefern historischer Aufsätze für den Verein erklärt und kann nicht umhin, an diesem Beispiel seine Zweifel noch einmal vorzubringen. Eine historische Abhandlung fordert zweierlei — erstens ein umfassendes Quellenstudium. Hierin hat der Verf. mit lobenswertem Fleiße wenigstens das Naheliegende zusammengetragen und fleißig excerpiert. Was man allenfalls vermissen könnte, wäre, daß auch die zerstreuten Notizen über die Entstehung Roms, wie sie noch gewiß hier und da vorkommen, aufgeführt wären, weil sie unbefangener und zuverlässiger sind als die absichtlichen Einleitungen zur Geschichte Roms. Das zweite Erfordernis ist das Verarbeiten des Stoffes. Der Historiker soll uns nicht — wie hier geschehen — seine Excerpte, seine Vorarbeit geben, sondern seine Ansicht über den Gegenstand und diese aus dem Vorigen belegen. Hier ist freilich eine große Gefahr für ihn, daß er sehr oft nach unparteilichem

Quellenstudium einem seiner Vorgänger beipflichten muß. Dann hat er umsonst gearbeitet. So ging es dem Verf. mit Niebuhr, und darum ist seine ganze Arbeit müßig und zwecklos. . . . Die erzählte Historie scheint mir, selbst wenn das Wahre aus diesem Märchen zu enträtseln wäre, an und für sich sehr unbedeutend. Sie enthält durchaus nichts Weltgeschichtliches, sondern bloß eine Familiensage; sie ist für die römische Geschichte ebenso gleichgültig, als Tag und Stunde der Geburt für den Menschen gleichgültig sind. Was macht es aus für Rom, ob diese oder jene Veranlassung den Romulus bewog, ein Dorf zu gründen wie tausend andere Dörfer? Forscht meinetwegen nach, warum Rom so groß wurde, aber beginnt nicht mit dem Ei der Leda. Und wenn wir doch einmal Hypothesen aufstellen sollen, so vermutet Rec., daß der Livianischen Erzählung kaum eine uralte Volkssage zu Grunde lag. Sie ist in sich zu nichtig; es ist kaum ein Hauptmoment erkennbar, um das sich die Sage angelagert hat. Und es ist nicht unbekannt, daß man bei bedeutenden Städten gern einen Erbauer erdichtete, der der Stadt den Namen gegeben habe, in Wahrheit aber erst von ihr benannt wurde. So glaube ich, daß Romulus, Romos, Remus erst von Rom benannt sind.“ Unter „Einzelnes“ merkt M. dann noch folgendes an. Der Verf. hatte behauptet, daß auch die reichste Kenntnis eigentlich doch immer nur aus einer Menge von einzelnen Bemerkungen bestehe. M. erwidert: „Die reichste Kenntnis besteht darin, daß man den Gegenstand völlig beherrscht, nicht daß man viele Details weiß.“ — Weiterhin heißt es: „Der Verf. verdient Tadel, daß er mehr die Erzählung des Livius als das historische Faktum berücksichtigt. Was will er denn eigentlich? Will er den Livius retten oder das Wahre finden? Will er aber das letztere, so mußte ihm bei seiner Ansicht Fabius Pictor von der größten Wichtigkeit sein; er hätte die erste Rolle spielen müssen, Livius konnte nur in subsidium gelten. Im ganzen vermißt man Prüfung von Autoritäten. Rec. müßte sich irren, wenn nicht z. B. Valerius Antias sehr unzuverlässig wäre. Viel wichtigere Gewährsmänner, z. B. Varro, Catos Origines fehlen dagegen; ein eigenes Buch De origine gentis Romanae, das Rec. vielfach angeführt sieht, scheint dem Verf. gänzlich unbekannt geblieben zu sein.“ — Der Verf. hatte behauptet, daß für jede historische Untersuchung neben der historischen Wahrheit auch die Gesetze der Schönheit in Betracht kämen. M. entgegnet: „Was ist das für eine wunderbare Idee, daß das Schönheitsgesetz für den Historiker gelte? Das heißt ja alle Geschichte zum Gedichte machen. Alle Geschichte ist kritisch. Wo sie Unwahrscheinliches findet, sucht sie es auszugleichen, aber sie dichtet nichts Neues hinein.“

In der ersten Sitzung des Jahres 1838, die unter Ms. Präsidium stattfand, hielt M. seine vorgeschriebene Präsesrede. Auch diese ist unter den Schriften des Vereins erhalten. Sie behandelt das Thema:

„Immer strebe zum Ganzen u. s.w.“ und spricht besonders von den wissenschaftlichen Bestrebungen des Vereins mit großer Begeisterung. „Was uns auch abgehen möge,“ heißt es, „ein schönes Gut haben wir besessen — wir waren von einem Geiste beseelt und haben in einem gewirkt. . . . Wissenschaft, noch im höchsten und weitesten Sinne, noch ungeteilt, wie nicht mehr auf unserer späteren Laufbahn, Wissenschaft ist es, die wir erstreben, deren unsichtbarer Einfluß uns hier zusammengeführt hat. Wissen und handeln, erkennen und wirken — das sind die beiden großen Ideen, deren eine, je nach seinem Charakter, den Menschen fesseln muß. . . . Wir gestehen es gern, wir sind alle nicht Schöpfer und Entdecker auf dem Gebiet des Wissens, wir sind nur dienende Brüder. Aber was andere geschaffen und entdeckt haben, das haben sie nicht bloß für ihresgleichen entdeckt, für gleich schöpferische Geister, sondern für alle und auch für uns. Darum haben wir hier einen kleinen Kreis von Lernenden gebildet, an dem, was auch an ihm auszusetzen sei, doch das eine gut ist — die Idee, von der er beseelt wird, die unsichtbare moralische Kraft, die er über jedes Mitglied übt u. s. w.“ In derselben Sitzung interpretierte M. lateinisch Horaz Od. III, 3.

Ferner wurde an diesem Abend Ms. obengenannter Aufsatz „Genies sind notwendige Übel“ mit den Kritiken durchgenommen. Die Kritiken sind im allgemeinen etwas dürftig ausgefallen, was die Recensenten mit den dazwischen liegenden Ferien, „in denen man bekanntlich am wenigsten Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten habe,“ entschuldigen. Die Kritik Tycho Mommsens fehlt ganz. Nur zwei Kritiken sind etwas ausführlicher und beide sehr absprechend. Einem Recensenten scheint die ganze Behauptung nicht erwiesen; sie könne auch nicht erwiesen werden, da sie unwahr sei. Genies seien an und für sich gewiß keine Übel, sondern Mittel in der Hand Gottes, die Menschheit zu einem höheren Ziele zu führen. Daß durch sie neben dem bei weitem überwiegenden Guten auch viel Übles entstanden sei, erkläre sich aus der falschen Auffassung der von ihnen entwickelten Ideen. — Die Definition des Genies (M.: „So schwankend auch der Gebrauch des Wortes ist, so läßt er sich doch im allgemeinen dahin bestimmen, daß das Genie und das Talent die beiden Klassen der produktiven Köpfe ausmachen, jenes aber aus sich selbst schafft, dieses das von anderen Empfangene mit Fertigkeit und mit Anmut reproduziert“) erscheint einem Rec. willkürlich. „Nennt der Verf. auch Männer wie Luther, Newton Genies?“ Andere tadeln, daß der Verf. nur einen Teil der Genies, nämlich die in intellektueller Hinsicht großen Geister berücksichtigt. Die eine der ausführlichen Recensionen greift besonders den ersten Teil der Abhandlung an, „an dessen Dunkelheit mehr Kohlerei als Gedankentiefe schuld sei.“ „M.“, sagt der Rec., „will in diesem ersten Teil beweisen, daß Genies notwendig seien, und beginnt seine

Beweisführung mit der Behauptung: Zu einer stetigen Entwickelung des Menschengeschlechts ist es erforderlich, daß die Mehrzahl der Menschen einem vernunftgemäßen Ziele nachstrebt; die Mehrzahl der Menschen strebt aber nicht nach einem vernunftgemäßen Ziele. Ein vernünftiges Streben (der Mehrzahl) ist aber, was auch andere sagen mögen, zur stetigen Entwickelung des Menschengeschlechts notwendig u.s.w. Der Beweis ist mangelhaft. Denn wenn wir zugeben, die Menschheit, nach einem unvernünftigen Ziele strebend, würde rückwärts gehen, wie folgt daraus, daß sie nicht vorwärts gehen könne, ohne dies Vorwärtskommen zu beabsichtigen? Es ist nicht beachtet, daß die Notwendigkeit, die Bedürfnisse den Menschen kultiviert, entwickelt haben, zu einem Ziele freilich, welches der Vernunft wünschenswert erscheinen muß, welches aber keineswegs beabsichtigt wurde. Wenn große Begebenheiten, ja wenn Genies einen Teil der Menschheit auf eine höhere Stufe der Intelligenz brachten, so war dieser Teil in seiner Entwickelung fortgeschritten ohne bewußtes, ohne vernünftiges Streben. Also ist zur Entwickelung des Menschengeschlechts kein vernünftiges Streben erforderlich . . .“ Die zweite ausführlichere Recension stammt von dem schon genannten Pastor Moeller. Er hat besonders an folgender Erörterung Ms. Anstoß genommen: Nachdem M. die eben genannte Behauptung aufgestellt, daß zum stetigen Fortschritt der Menschheit ein vernünftiges Streben wenigstens der Mehrzahl nötig sei, erörterte er Einwürfe gegen diese Behauptung. Er sagt: „Diejenigen, die eine Leitung des Menschengeschlechts von außen her annehmen, behaupten, daß jeder einzelne auch unbewußt als einzelnes Rad in das ganze Getriebe eingefügt werde und daß wie bei der Maschine jedes Rad, selbst wenn es andere hemmt, dem Ganzen, seinem Bestehen und Fortrücken dient, also auch jeder Mensch, er handle gut oder schlecht, unbewußt der Zukunft diene. Allein alle Versuche, diese Lehre von der Vorsehung mit der menschlichen Freiheit in Einklang zu bringen, sind gescheitert, und da wir der Erfahrung gemäß letztere erkennen, erstere aber nur annehmen, so bleiben wir dabei stehen, daß der Mensch keine Maschine ist, sondern selbständig und selbsttätig; daß er folglich, wofern er nicht selbst will, in das Ganze gar nicht oder verkehrt eingreift und also auch hier vernünftiges Streben notwendig bleibt. Dennoch geben wir zu, daß dieses sich darauf beschränken kann, den Zweck, warum man gerade an dieser Stelle in das Ganze eingefügt ist, zu erkennen oder das Notwendige zu wollen.“ Hiergegen wendet sich nun die Kritik des Pastors in maßloser Übertreibung und ohne sonderliche Klarheit mit folgenden Worten: „Der Hauptgedankengang des Verf. ist folgender: Eine Vorsehung gibt es nicht, doch muß ja wohl — was der Verf. selbst freilich auch nicht glaubt, [1]) und hieran, hat er die leitende

[1]) cf. übrigens Mommsen, Röm. Gesch. Bd. I. S. 261. 1. Aufl. (in den flgd. Aufl. S. 395 gemildert).

Hand des Allweisen hinweggenommen, sehr wohl tut — eine Entwickelung, ein Fortschritt der Menschheit sein. Dazu dienen die Genies und Talente. Gibt es nun wirklich keine Vorsehung, nenne ich ferner mit Recht die Männer, mit denen eine neue Epoche beginnt, Genies und endlich, schreitet wirklich die Menschheit durch sie fort, so hat der Verf. den Ruhm, seinen Satz für die bisherige Vergangenheit nachgewiesen, aber darum nicht als absolut wahr erwiesen zu haben. Könnte der Verf. aber auch nur für die Vergangenheit solches nachweisen, so würde Rec. erklären müssen, daß ihm dadurch jede moralische Kraft, jede Liebe zur Menschheit, kurz jeder Mut zum Leben wie jede Freudigkeit zum Streben geraubt würde. — Wenn es immer Pflicht ist, unumwunden seine Ansicht auszusprechen, so muß es hier vor allen Dingen geschehen; denn es handelt sich darum, ob Religion, die unleugbar mit dem Glauben an die Vorsehung steht und fällt, Torheit sei oder nicht; es ist in der vorliegenden Arbeit eine Grundansicht herrschend, wodurch Anhänglichkeit an Gott, Tugend und Unsterblichkeit für den Menschen hinwegfällt. . . . Wenn es wahr und allgemein verbreitet, was der Verf. auszusprechen wagt, so wäre der Mensch ein lächerlich stolzes und zugleich ein erbärmlich schwaches Wesen, nicht für die Erde passend und doch für sie bestimmt, Ewiges suchend und dennoch an Zeit und Raum hemmend gekettet. . . . Der Verf. wird durch die Meinung geschreckt, wenn er eine Vorsehung annimmt, so schiebe er den Menschen in die Reihen der Maschinen — wo ist hier die Notwendigkeit solcher traurigen Annahme? Der Verf. behauptet ferner, er erkenne den Menschen selbständig und selbsttätig — gilt diese Erkenntnis eines Subjekts für die aller, und ist der Verf. derselben so gewiß? Was heißt ferner dem Verf. vernünftiges Streben der Menschheit? Das Adjektiv weiß ich von seinem Standpunkte aus gar nicht zu rechtfertigen."

Die folgende Sitzung des Vereins unter Ms. Präsidium eröffnete dieser mit der Deklamation des Goetheschen Gedichts „Fürs Leben" (?). An demselben Abend wurde ein Aufsatz von Tycho Mommsen „Oratio in P. Horatium parricidii reum" mit den vorhandenen Kritiken durchgenommen. Unter diesen, die im allgemeinen absprechend sind, ist die schärfste die von M. Sie hat folgende Überschrift: „Carol. Joann. Tychonem Mommsenium orationem in P. Horatium Altonanae quae literis operam dat societati tradidisse queritur et indignatur frater" und beginnt dann: „Sane miratus sum ausum esse quendam hanc scriptionem nobis tradere castigandam. Mihi enim priores disputationes saepius evolventi vix ulla, quae ita abhorreret a societatis nostrae ratione, in manus incidit. Oratio omnino minus apta est; longe aliis enim legibus nititur quam disputatio, quum hanc veram, illam probabilem tantum esse oporteat. . . . Mihi quidem haec scriptio non oratio videtur esse, sed rhetorica quaedam, quae scholam sapiat, disputatio, quae pro Romana

gravitate et vigore tumorem spinasque exhibet et nusquam non languet.“ Die Recension schließt mit den Worten: „Quamquam auctor octo paginis vix vicenorum versuum nobis bene prospexit, tamen gratus supervenit finis fessis oculis manibusque; vix enim ullum opus, quamquam Deae criticae deditissimus cultor, tam invito animo castigavi.“ In derselben Sitzung zeigten beide Mommsen und ein anderes Mitglied ihren Austritt aus dem Verein wegen des Ende Februar bevorstehenden Stipendiumexamens an. Da zugleich zwei weitere Mitglieder auszutreten und die Schule zu verlassen beabsichtigten, so war damit der Bestand des Vereins gefährdet. Doch wurde diese Gefahr zunächst noch dadurch abgewandt, daß die ersten drei sich bereit erklärten, nach dem Examen wieder einzutreten; bis dahin wollte an jedem Vereinsabend einer von ihnen aktives Mitglied sein. Ebenso wollten die beiden andern abwechselnd als aktives Mitglied an den Sitzungen teilnehmen. Nach diesen Abmachungen fehlte M. in der folgenden Sitzung. An der nächstfolgenden hätte er teilnehmen müssen, wurde aber, weil er erkrankt war, von seinem Bruder Tycho vertreten. Auch an der Sitzung vom 10. Februar hat er, offenbar aus gleichem Grunde, nicht teilgenommen. Doch schickte er zu dem an diesem Abend durchgenommenen Aufsatze eines Mitgliedes „Der Geist des 18. Jahrhunderts“ eine Kritik ein, der er „wegen Unklarheit und partiellen Wahnsinns eine lange Entschuldigung nebst Auseinandersetzung seines traurigen Zustandes“ hinzufügte. Ich teile auch aus dieser Kritik einzelne Stellen mit. Sie beginnt: „Bei allem, was du schreibst, bedenke, wer da schreibt und für wen geschrieben wird. So lautet die triviale Grundregel, die wir sämtlich ja nur zu oft hören müssen und die der Verf. dennoch ganz außer acht gelassen hat. Denn mit aller Achtung vor den Kräften des Verf. konnte er unmöglich die Leistungen des 18. Jahrhunderts alle erforschen, unmöglich die so schwer zu erkennende Hauptrichtung in jedem Fache von den sich durchkreuzenden und widerstrebenden Nebenrichtungen sondern. Es ist ein häufiger Fehler, daß man den Zeitgeist bestimmter und entschiedener darstellt, als er wirklich war; oft ist er von andern Richtungen völlig balanciert und nur a priori als der Fortschritt des Menschengeschlechts zu erkennen. . . . Ebenso wenig aber hat der Verf. bei seiner Arbeit sich seiner Recensenten erinnert. Es ist keiner unter uns, der auch nur über einen einzigen dieser Abschnitte ein kompetentes Urteil hätte. . . . Wenn nun Rec. doch etwas über diesen Aufsatz zu sagen unternimmt, so muß er im vorweg erinnern, daß er seine abweichenden Ansichten nur als subjektive Meinung vortragen kann, sie also zu begründen weder befähigt noch erbötig ist. — Die Geschichte des Menschen ist ein beständiges Vor- und Rückschreiten. Demzufolge muß zur Bestimmung eines Zeitalters zuvörderst gefragt werden, ob das Menschengeschlecht einen neuen Schwung

erhielt oder ob es in langsamen und immer langsameren Schwingungen wieder zurückging. In der ersten Klasse aber wird die Produktion vorherrschen, in der letzteren die Reflexion. Zu der letzteren gehört das 18. Jahrhundert, d. h. wenn man es etwa mit 1780 abschließt. Denn wie überhaupt mit dem Ende des Jahrhunderts nicht notwendig eine neue Epoche eintritt, so ist besonders um diese Zeit von der literarischen Revolution in Deutschland und der politischen in Frankreich eine neue Aera zu datieren. Insofern würde ich das 18. Jahrhundert nicht das philosophische, sondern das reflektierende nennen, wenn denn einmal eine ganze Epoche mit einem kahlen und nicht erschöpfenden Worte bezeichnet werden soll.“ Weiterhin bemerkt M., daß der Abhandlung durchaus der Einteilungsgrund fehle. „Rec. suchte die einzelnen Abteilungen des Verf. folgendermaßen zu klassifizieren, konnte aber nicht einmal sich selbst genug tun: a) Der Mensch selbst — Gefühlsvermögen (sittlicher Zustand) — Vorstellungsvermögen (schöne Künste) — Urteilsvermögen (Wissenschaften nebst der Kritik, die jedenfalls zu diesem Abschnitt zu rechnen war) — b) Verhältnis des Menschen zu der Außenwelt: zum Leben, zum Staat —.“ Der Behauptung des Verf., daß noch zu keiner Zeit sich die Politik für Belehrungen von seiten der Wissenschaften überhaupt und der Philosophie im besonderen so empfänglich gezeigt habe wie im 18. Jahrhundert, tritt M. entgegen: „Der Politiker lernt nicht von der Philosophie, sondern nur von der Empirie. Der Regent strebt nach Absolutismus, der Regierte nach Freiheit, und um die Theorie der Philosophen kümmern sich beide nicht. Daher konnte wohl ein System der Staatswissenschaft zu stande kommen, aber kein philosophisch richtig konstituierter Staat. Einzelne Fälle, wo die Philosophie wirklich ein Votum abgab, z. B. bei Abschaffung der Todesstrafe, des Sklavenhandels kommen nicht so sehr in Betracht.“ Zu der Stelle, an der der Verf. von der Verbreitung der Grundsätze der französischen Revolution über das übrige Europa redet, bemerkt M.: „Gern hätte Rec. hier gesehen, daß erwähnt wäre, wie durch die Politik die Ergebnisse der französischen Revolution zum Teil vernichtet wurden und wie die Monarchen ihre Völker bekanntlich in optima forma betrogen. Denn da der Verf. nicht bei 1789 stillgestanden, so durfte er auch gern über 1800 hinausgehen.“ Der Ansicht des Verf., daß gerade die Kritik im 18. Jahrhundert einen bedeutenden Fortschritt gemacht habe, widerspricht M: „Die Kritik im 18. Jahrhundert ist zu hoch gestellt. Bekanntlich war im Zeitalter unserer klassischen Literatur die Kritik, wie immer, mangelhaft und schwach und erst nach 1800 erwachte eigentlich das kritische Leben und das eigentliche Interesse dafür. Denn erst, wenn Gutes zur Beurteilung vorliegt und dessen erster Eindruck verschwunden, die Parteien erloschen sind, tritt die wahre Kritik auf.“

Auch an den folgenden Sitzungen des Vereins am 17. und 24. Februar sowie am 5. März nahm M. nicht teil, wahrscheinlich wegen der Vorbereitung für das Stipendienexamen, was für den 5. März im Protokoll ausdrücklich bezeugt wird. Das schriftliche Examen hatte, wie ich aus anderen Mitteilungen ersehe, inzwischen an vier Nachmittagen Ende Februar stattgefunden, dem sich das mündliche Examen Anfang März anschloß. M. erhielt das Schrödersche Stipendium für einen Juristen im Betrage von 300 ℔ auf drei Jahre. An der Sitzung vom 10. März hat dann M. wieder teilgenommen und zu dem an diesem Abend durchgenommenen Aufsatze eines Mitgliedes „Was sind die Haupterfordernisse zum richtigen Verstehen fremder Schriftsteller?“ eine Kritik geliefert, deren Flüchtigkeit er mit der Kürze der Zeit, die ihm hierfür zur Verfügung gestanden habe, entschuldigt. Der Aufsatz beginnt mit der Behauptung, daß die literarischen Denkmäler fremder Nationen, besonders der Griechen und Römer, von vielen gepriesen, von wenigen recht verstanden und gewürdigt würden. Die einen legten in die Worte des Schriftstellers einen Sinn, der tiefer sei, als der Schriftsteller selbst seine Worte gedacht habe, andere wieder zögen die fremden Gedanken zu sich herab, machten hohe und erhabene Gedanken zu alltäglichem Plunder, noch andere stellten die Geistesprodukte anderer Menschen weder höher noch tiefer, als ihnen zukäme, träfen aber doch nicht das Richtige, sondern nur ungefähr den Sinn der ausgesprochenen Gedanken. Hierzu bemerkt M.: „Was unser Verf. in der Einleitung von den Schwierigkeiten des Verstehens *fremder* Schriftsteller sagt, beweist eigentlich mehr, als es beweisen soll, indem es durchaus auf *alle* Schriftsteller anzuwenden ist. Worin liegt der Grund, daß wir dem fremden Schriftsteller mehr Verstand, Tiefe und Wärme zuteilen als dem vaterländischen? Wenn wir einen dunklen, aber berühmten Schriftsteller unserer Sprache lesen, so setzen wir ebensowohl voraus, daß er immer richtig denke, aber daß das Nichtverstehen in unserer Fassungskraft liege, so bei Jean Paul. Tiefe und Wärme können wir in dem fremden Schriftsteller doch nur darum mehr finden, weil uns entweder das Schwerverständliche tiefer erscheint, wo es sich auf das eben Gesagte reduziert, oder weil uns ein Wort, eine Verbindung minder trivial in der fremden Sprache erscheint, nachdem sie in der eigenen schon abgenutzt ist. In dem letzteren liegt, wie Rec. aus Erfahrung bezeugen kann, mehr als man denkt. Daher ist es eine Probe für die Trefflichkeit eines ausländischen Schriftstellers, wenn er uns auch übersetzt gefällt. . . . Das zweite, muß Rec. aufrichtig bekennen, ist ihm in der Praxis nicht vorgekommen. Er hat noch nie einen Menschen, der fähig war, Schweres zu verstehen, sagen hören, ein erhabener, großer Gedanke wäre Plunder. Meint Verf. aber solchen Menschenplunder, der sich überall im Spiegel sieht, so hätte er doch dieses Volk weglassen mögen. Die dritte Menschenklasse ist

sehr undeutlich bezeichnet. Rec. dachte sich etwa solche Subjekte dabei, die ein schweres Stück richtig vertieren, auch erforderlichen Falls die Gedankenfolge richtig exponieren, aber dennoch das Erklärte nicht selbst verstehen, den Gedanken nicht selbst nachdenken. Hat Rec. dies richtig erklärt, so hat Verf. hier allerdings einen Hauptpunkt berührt, aber auch nur berührt. Fragen wir jeden, der fremde Schriftsteller gelesen, ob er nicht oft dies selbst gefühlt hat, was eben erörtert wurde. Es rührt her aus der unmittelbaren Verbindung unserer Sprache mit allem, was in uns denkt und empfindet. Hier spricht jedes Wort unmittelbar, lebendig zum Herzen, bei fremden, besonders bei alten Sprachen muß Gedanke und Gefühl erst den Weg durch das Gedächtnis nehmen und gelangt so erst mittelbar zum Herzen. Je ähnlicher natürlich die fremde Sprache der unsern, desto weniger findet dieser Unterschied statt; da aber die neuen Sprachen im Vergleich zu den alten alle verwandt sind, so fühlen wir die alten natürlich weniger, selbst wenn wir sie gründlicher verstehen. . . . Obgleich Rec. sich über den Begriff „verstehen“ mit dem Verf. völlig übereinstimmend erklärt, so vermißt er hierbei doch die Andeutung des oben erläuterten Unterschiedes zwischen: einen Schriftsteller verstehen und fühlen. . . . Verständnis des Schriftstellers erfordert teils, daß die Sache selbst über des Lernenden Sphäre nicht hinausgeht, teils, daß das, worin sie vorgetragen, die Sprache, ihm keine Schwierigkeiten macht. Um ihn aber zu fühlen, muß noch manches andere hinzukommen. Dies kann nun freilich sehr verschieden sein; es beruht besonders darauf, daß zwischen dem Geiste des Lesenden und des Schriftstellers eine Analogie stattfindet. Der verständige und kenntnisreiche Aristoteliker faßt demnach den Platon nicht völlig, weil er ihn nicht fühlen kann. Der Deutsche faßt den Franzosen nicht ganz und umgekehrt etc.“

In der Sitzung vom 17. März las M. seinen letzten dem Verein eingelieferten Aufsatz „Warum schadet vieles Kritisieren“ vor. Der Abend war im übrigen besonders den Schriften Thümmels gewidmet, aus deren 2. Bande M. vortrug. Das Interesse für den Verein scheint sich aber infolge des nahe bevorstehenden Abganges mehrerer Mitglieder von der Schule wesentlich verringert zu haben. Die nächste Vereinssitzung fiel aus, und das Protokoll des Vereinsabends vom 30. März weiß fast nur von gezahlten Pönen für nicht geleistete Vereinsarbeiten zu berichten. Auch M. zahlte 6 ß, weil er eine halbextemporäre Rede nicht hielt. In dieser Sitzung wurden die beiden Mommsen und die drei anderen von der Schule abgehenden Mitglieder zu Ehrenmitgliedern des Vereins ernannt. — Ob M. noch an einer weiteren Vereinssitzung teilgenommen hat, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Doch scheint, obgleich ein Protokoll darüber fehlt, noch eine Sitzung bei dem Pastor Moeller stattgefunden zu haben, in der Ms. eben erwähnter Aufsatz mit den

vorhandenen Kritiken durchgesprochen wurde. Es hat sich nämlich eine Kritik des Pastors Moeller zu diesem Aufsatze gefunden, und eine solche pflegte er nur zu den Aufsätzen zu liefern, die in den bei ihm stattfindenden Sitzungen durchgenommen wurden. Außer dieser Kritik ist nur noch eine völlig nichtssagende zu dem Aufsatze vorhanden; eine weitere, auf die Zeichen am Rande des Aufsatzes hinweisen, ist verloren gegangen. Die Kritik des Pastors ist wieder überwiegend absprechend. Zunächst freilich beginnt sie mit einer Zustimmung: „Nehme ich den Aufsatz nach der Quelle, aus der er geflossen ist und die dem Verf. tiefer Ernst zu sein scheint, so freue ich mich desselben; denn er enthält im allgemeinen die Aussprache des gewiß höchst wichtigen Grundsatzes: Suche deinen Zweck und deine Größe nicht im Niederreißen, sondern im Bauen. Von ganzem Herzen wünsche ich dem scheidenden Verf., daß er diesem Streben mit voller Klarheit in den folgenden Jahren seines Lebens treu bleiben möge." Dann wird die Lebendigkeit und Einheit des Aufsatzes anerkannt. Weiterhin aber tadelt der Rec., daß in dem Aufsatze die beiden Begriffe Kritik und Skepticismus „auf eine verwirrende und verleitende Weise vermengt oder gar verwechselt sind." „Ein zweiter wesentlicher Punkt," heißt es weiter in der Kritik, „ist die Unbestimmtheit des Wortes „vieles" in der Überschrift. Der Verf. hat in seinen Gedanken bei der Ausarbeitung wohl „immerwährend" suppliert, doch auch dieses ist wohl daraus hervorgegangen, daß dem Verf. vieles Kritisieren und skeptische Richtung der Seele identisch waren." Man wird diese Kritik in soweit als berechtigt anerkennen, als zuzugeben ist, daß der letzte Aufsatz Ms. nicht auf der Höhe der früheren steht. Er selbst hat das ebenfalls empfunden und am Schluß mit den ungünstigen Umständen, unter denen der Aufsatz geschrieben sei, zu entschuldigen versucht. Diese Umstände hängen offenbar mit dem Abgange von der Schule zusammen. Doch ist der Aufsatz ein bedeutsames Zeichen für die Stimmung, in der sich M. damals befand. Es war für ihn eine Zeit der Gärung, des Ringens nach klarer Erkenntnis, die mit ihren Zweifeln ihn oft dem Verzweifeln nahe bringen mochte. In dieser Beziehung ist folgende Stelle des Aufsatzes bezeichnend: „Gewiß zu sein, aus Überzeugung zu glauben ist ein nur zu oft vergeblich und gerade von den Besten vergeblich ersehntes Glück. Wenn wir aber schon über jeden Gegenstand gern zur Gewißheit kommen wollen, so ist der Wunsch um so stärker, je wichtiger uns der Gegenstand ist. Daher ist der Zweifel über unsere Lebensfragen, z. B. über die Bestimmung des Menschen und ähnliche mehr, ein höchst unglücklicher Zustand und hier ist Zweifeln und Verzweifeln dasselbe."

Wie schon erwähnt, hatte in der letzten Zeit der Eifer für die Vereinsarbeiten bei M. wie bei den übrigen Mitgliedern nachgelassen. M. wünscht am Schlusse seines letzten Aufsatzes, daß den Aufsätzen

mehr Fleiß zugewandt werde, während er vorher in einer Kritik die Aufsätze der Mitglieder gelobt hatte „als selbstgedachte Arbeiten im Gegensatz zu dem trivialen Phrasengewäsch, wie es sich so oft in den früheren Bänden des Vereins fände.“ Es war eben ganz natürlich, daß der bevorstehende Abgang von der Schule den Eifer für den Schülerverein erlahmen ließ. Jedenfalls aber bezeichnet die Zeit, in der M. dem Verein angehörte, einen Glanzpunkt desselben und vornehmlich durch M. selbst hatte das wissenschaftliche Streben des Vereins einen erfreulichen Aufschwung genommen. Das bezeugt ausdrücklich der Bericht eines noch auf der Schule verbleibenden Mitgliedes über die Vereinszeit vom November 37 bis Ostern 38. Der Bericht enthält unter anderem ein kurzes Urteil über die in dieser Zeit eingelieferten Arbeiten. Das Urteil lautet überwiegend ungünstig. Von Ms. Arbeiten aber heißt es: „Von Jens Th. Mommsen, dessen Kraftgenie ich bewundere, wurden eingeliefert: 1. „Welches sind die Erfordernisse einer guten Biographie“, ein lehrreicher, interessanter, scharfsinniger, in objektivem Stil geschriebener Aufsatz. 2. „Genies sind notwendige Übel“, daraus folgt streng logisch: Jens Mommsen ist ein Übel, aber ein notwendiges. 3. „Warum schadet vieles Kritisieren“, ein Aufsatz, der nach des Verf. eigenen Worten über der Kritik steht.“ (Diese Bemerkung bezieht sich offenbar darauf, daß M. am Schlusse des Aufsatzes sich gegen eine allzu scharfe Kritik mit den ungünstigen Umständen, unter denen der Aufsatz geschrieben, zu schützen sucht.) Weiter heißt es in dem Berichte über die extemporären Reden: „Die halbextemporären Reden wurden oft versucht, selten aber geziemend beendigt. Die extemporären Reden wurden wegen ihrer ungemeinen Schwierigkeit nicht häufig gehalten, jedoch gedenke ich hier mit Freuden des Talents eines der Mitglieder, Jens Mommsens.“

Bis in sein spätestes Greisenalter hat M. dem Altonaer wissenschaftlichen Verein ein treues Gedenken bewahrt. Noch wenige Wochen vor seinem Tode sandte er ihm zu seinem fünfundsiebzigjährigen Stiftungsfeste sein Bild. Mehrfach erfreute er seine „jungen Vereinscollegen“ durch Zuschriften. Darunter findet sich auch die folgende, die an einen Vorsitzenden des Vereins gerichtet ist:

„Geehrter Herr. Es war mir eine freundliche Erinnerung an ferne, aber „unvergessene Zeiten, daß Ihr wissenschaftlicher Verein bei seinem letzten „Stiftungsfeste des alten Mitgliedes gedacht hat. Mir ist es in diesem „Kreise zum erstenmal nach einer fast einsam verlebten Jugend deutlich „geworden, daß der Mensch sich am Menschen schließen muß wie der „Diamant am Diamanten, und welcher fruchtbare Segen in diesem gemein„samen Streben liegt. Weiter bringt es keiner, als einer in der Reihe „der Mitstrebenden zu sein, und es ist auch nicht nöthig, denn es giebt „nichts Höheres. Mögen Sie dieses Glückes in Ihrem Kreise so voll

„genießen, wie ich zu meiner Zeit, und sich später dessen so gern „erinnern, wie ich jetzt jener Schuljahre gedenke. Sie erlauben mir die „beiliegenden Sachen in Ihre Bibliothek zu stiften; ich habe meiner „Geschichte einige kleinere Arbeiten hinzugefügt, die eben da lagen, und „die vielleicht den Einen oder den Andern von Ihnen interessiren. Mit „der Bitte mich Ihren Vereinsmitgliedern bestens zu empfehlen bin ich

Ihr ergebenster
Mommsen.

Berlin, Schöneberger Str. 10.
29. Jan. 1870.

Infolge des Austritts der fünf zu Ostern 1838 die Schule verlassenden Mitglieder mußte der Altonaer wissenschaftliche Verein seine Tätigkeit zunächst einstellen. Erst im Oktober 1839 erweckte ihn August Wilhelm Mommsen, Theodors jüngerer Bruder, zu neuem Leben.

